Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 43 (1967-1968)
Heft: 2

Artikel: Und kal heisst morgen : als Schweizerin in Ostbengalen
Autor: Grob-Ritz, Marianne
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1079745

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Und kal heisst morgen

Von Marianne Grob-Ritz

Als Schweizerin in Ostbengalen

Nachdem die Autorin in der September-Nummer ihre Reise nach Ostbengalen, die Heirat im fremden Land und allerlei Freuden und Sorgen des Haushaltes geschildert hat, geht sie nun hier mehr auf die berufliche Arbeit ihres Mannes, auf die Schwierigkeiten eines Bauingenieurs ein, der in einem technisch noch in den Anfängen stehenden Land zu wirken hatte. Aber natürlich steht auch hier wieder das Persönliche im Vordergrund. *B. H.*

Betrachte ich heute hierzulande einen Bauplatz mit gelernten Arbeitern, Handwerkern, Maurern, Polieren, Bauführern und Technikern, die dem Bauingenieur tatkräftig zur Seite stehen, sowie die modernen Betonmaschinen, Bulldozer und riesigen Krane – und denke ich dann an unsere Chittagongzeit an der «Burmastraße 13», am Ende der Welt, so möchte ich wirklich meinem Mann nachträglich ein Kränzlein winden.

Hannes stand dort vor verfallenen, von Termiten zerfressenen Bambushütten. Die Materialien waren knapp und in der Auswahl beschränkt, und mit den einheimischen Arbeitern konnten nur einfache Konstruktionen ausgeführt werden. Wohl gab es darunter solche, die sich stolz «Mistri», gelernte Handwerker, nannten, etwa Maurer oder Zimmerleute, die ihr einheimisches, tausend Jahre altes Handwerk nicht schlecht verstanden – aber von neuzeitlicher Bauweise hatten sie trotzdem keine Ahnung.

Zudem war die Mentalität für unsere Begriffe nervenzermürbend. Die Zeit schien überhaupt keine Rolle zu spielen. Ging es nicht vorwärts, so schüttelten die Leute ihre Häupter und murmelten mit resigniertem Achselzucken einfach «kal» – morgen. Und am andern Tag hieß es seelenruhig eben wieder «kal».

Regnete es, so blieben sie zuhause in ihren Bambushütten, rauchten die kleinen einheimischen Biri-Zigaretten, sangen, schwatzten und lamentierten.

Und gruben sie ein Loch und beförderten damit Würmer und anderes Getier an die Erdoberfläche, so trugen sie die Tiere mit der allergrößten Sorgfalt an einen sicheren Ort. Nie hätte einer der Arbeiter jemals einen Wurm zertreten – denn vielleicht lebte ja ein Vorfahre in dessen Gestalt weiter.

Ich meinte, ich müsse aus der Haut fahren in dieser Umgebung. Es kribbelte mich manchmal an allen Enden, wenn ich sah, daß nichts fertig wurde. Aber damit brauchte ich viel zu viel Nervenkraft, verlor Gewicht – und eines Tages nahm mich mein Mann ins Gebet: «Prio, wenn du so weiterfährst, bist du in einem Vierteljahr erschöpft und erledigt. Take it easy! Gib deinen gründlichen Schweizeransichten den Laufpaß, und zwar sofort. Versuche doch, diese Mentalität zu verstehen! ‚Kal', – bestimmt, morgen ist auch wieder ein Tag!»

Und wirklich, mit der Zeit gewöhnte auch ich mich an die östliche Gesinnungsweise. Zum großen Ergötzen von Monju und Hannes ging mir das Wort «kal» bald leichter über die Lippen, ich wurde ruhiger, ich hatte mich angepaßt und mich dabei selbst wieder gefunden. Nun konnte es sogar vorkommen, daß ich abends, wenn mein Mann grübelnd noch vor einer statischen Berechnung saß, ihm seinen Rechenschieber und den Bleistift aus der Hand nahm mit der Aufforderung: «Komm spazieren! Morgen ist auch wieder ein Tag.» Und lächelnd erhob er sich; wir bummelten schweigend den Teichen entlang, lauschten den undefinierbaren Tönen aus der fernen Weite, den Rufen der Geckos, dem Heulen der Schakale und sogen den Duft der blühenden Bäume in uns ein.

Bauen – aber wie?

Hannes verstand sich ausgezeichnet mit diesem Menschenschlag, obschon auch er sich, besonders gegen Ende unseres Aufenthaltes, als alles auf einmal fertig sein sollte, vorkam wie eine sprudelnde Champagnerflasche, bevor es ihr den Zapfen hinausjagt.

Meistens fehlte irgend etwas. Kritisch wurde die Lage, als der Zement

Illustration Margarete Lipps

Und kal heißt morgen

am Ausgehen war. «Jetzt reicht es noch knapp für zehn Tage», berichtete Hannes. Dabei lag ein mit Zement beladenes Schiff im Hafen, es durfte aber nicht gelöscht werden, da sich die Regierung mit den Bauherren über den Preis nicht einigen konnte. Auch mit der Kohle ging es so und mit den Röhren für die bitter notwendigen Wasserleitungen – sie verrosteten in der langen Wartezeit.

Trotzdem wuchs der Manager-Bungalow oben auf dem Hügel langsam in die Höhe. Das Gerüst bestand aus lauter zusammengebundenen Bambusstangen, auf dem die gelenkigen Arbeiter herumturnten. Kleine Buben schleppten als Handlanger die dicken roten Backsteine auf dem Kopf vom großen Haufen zum Wasserfaß, wo sie benetzt wurden, und von dort auf das Gerüst. Die indischen Maurer wußten, daß nasse Backsteine ein viel solideres Mauerwerk ergeben als trockene.

Ganz schlimm stand es um den Beton: In der Gegend gab es wohl Sand und Lehm, aber keinen Kies. Als Beton-Zuschlagsstoff wurde daher Ziegelschrot verwendet; einige Arbeiter waren den lieben langen Tag, unter einem Regenschirm hockend, damit beschäftigt, beschädigte Backsteine mit dem Hammer in kleinste Stücke zu schlagen. Der so hergestellte Beton wurde aber miserabel.

Manchmal fehlte auch das Armierungseisen. Die Betondecken armierte Hannes daher mit alten Eisenbahnschienen, die er auf dem Schwarzen Markte kaufte. Daß mein ehrlicher Ehegatte noch schwarzhandelte, wirklich, das hätte ich ihm nicht zugetraut! Dafür machte er dann die Kreuzarmierung aus Bambus! Und das hat sich bewährt.

Auch in der Fabrik wurden neue Methoden eingeführt. Das große Wellblech-Lagerhaus, das auf den vor kurzem mit Sand aufgefüllten Weiher zu stehen kam, mußte so leicht gebaut werden, daß es ohne Komplikationen wieder weggehoben werden konnte, wenn sich der Boden senken sollte.

Zu diesem Zweck entwarf Hannes große hölzerne Fachwerkrahmen und brachte den Zimmersleuten mit Engelsgeduld bei, wie kunstgerechte Dübelverbindungen zu machen seien. Da staunten sie zum Schluß selbst über die Größe ihres eigenen Werkes und nannten es stolz «Hawrah-Brücke» – weil es nämlich aussah wie die riesige, von den Engländern erbaute, über den Hoogli führende Fachwerkbrücke in Kalkutta.

Heilwasser . . .

Die Bauerei schien unter einem guten Stern zu stehen. Nur kleinere Unfälle kamen vor. Einmal schickte mir Hannes einen Bauarbeiter, der sich an der Hand verletzt hatte. Ich reinigte ihm die Wunde und verband sie mehr oder weniger kunstgerecht. Da der arme Bursche zitterte wie ein Espenlaub, dachte ich, eine Tasse Tee mit viel Tschini, Zucker, darin, den die Einheimischen als Kostbarkeit geniessen, würde ihm gut tun. Monju, mein Boy, machte zwar ein sehr bedenkliches Gesicht, als sich der Arbeiter strahlend und dankend verzog. Er sah schwarz für die Vorräte in unserer Apotheke!

Schon am Nachmittag erschien wieder ein Arbeiter, der, da er keine blutende Hand aufweisen konnte, stöhnend erklärte, er habe furchtbare Bauchschmerzen. Und die Memsab gab ihm ein Aspirin zu schlucken, wieder mit dem Tee und dem heilenden Zuckerberglein. – Lachend sah ich dem Jungen nach, und Monju schüttelte wieder den Kopf.

Und so ging es nun weiter. «Da hast du mir etwas Nettes eingebrockt», meinte ich zu Hannes, «schließlich bin ich keine diplomierte Krankenschwester; jetzt ist unsere Apotheke vollständig leer, und aller Zucker ist weg!»

Da wurde ich nur ausgelacht: «Wenn ich ein Arbeiter wäre, käme ich auch zu dir! Doch Spaß beiseite, ich fahr dich schnell zu Father Boudreau, der wird dir deine Apotheke wieder auffüllen!»

Father Boudreau, der kanadische Priesterarzt in Chittagong, der einzige Doktor weit und breit, lächelte und kramte aus seinen verschiedenen, peinlich sauber gehaltenen Schubladen Pillen hervor, die er in kleine blaue Schächtelchen packte und benamste – alles ganz harmlose Pülverchen. Und dann füllte er zwei große Limonadenflaschen mit abgekochtem Wasser, goß ein wenig von einer roten Flüssigkeit dazu und übergab sie mir mit den Worten: «Gib den Arbeitern jeweils einen Schluck von diesem rötlichen Wasser; sie glauben an dessen Heilkraft, und du kannst Zucker und Tee sparen. Für Nachschub bin ich stets zu Diensten!»

Und wirklich: die rote Medizin wurde in rauhen Mengen geschluckt, und jedesmal gesundete der Arbeiter auf der Stelle! Friedlich vor sich her singend zogen sie nach der «Behandlung» von dannen und schwangen fünf Minuten später wieder ihre Pflasterkelle oder zerbröckelten Backsteine.

Ich ahnte nicht, wie sehr meine armseligen Samariterkünste geschätzt wurden. Aber eines Abends brachte unser Boy zwei ganz verlegene Arbeiter zu mir, die mir im Namen aller «Verdokterten» je eine zappelnde Gans als Dank für meine Hilfe übergaben. Ich war gerührt, und Monju beförderte die beiden Tiere sogleich in den Teich, wo sie mich fortan noch besser bewachten als der Darwan!

– . . . und Himmelswasser

Bevor der Monsun einsetzte, waren

Vier Photos

Wir zeigen auch in diesem Heft wie immer die gleiche Reihenfolge der Bildthemen: Struktur, Mensch, Tätigkeit, Umwelt.

Diese Photos sind von

Josef Bühler
Werner Lüchinger
Gerhard Howald
Candid Lang

Und kal heißt morgen

die 35 Grad Celsius noch einigermassen zu ertragen, weil die Luft trocken blieb. Doch dann begann es langsam, langsam zu regnen, jeden Tag ein wenig mehr. Die vielen kleinen und größeren Teiche, die zur Bewässerung der Reisfelder dienen, schwollen an. Und Ende August goß es Tag und Nacht wie aus Kübeln! Alles wurde feucht und schimmlig, die Koffer grünlich. Um der Feuchtigkeit einigermaßen zu wehren, stellten wir elektrische Lampen in die Kleiderschränke. In der Fabrik ertrank man beinahe im Dreck, und oben auf dem Hügel beim Bungalowbau watete man knietief im Schlamm. Kein Gemüse war aufzutreiben, wir aßen aus Büchsen. Der Strom fiel beinahe jeden Tag aus, und der gemütliche Schein der Petrollaterne erhellte unsere Stube. – Endlich aber ging die Sintflut langsam zurück, und dann regnete es nur noch stundenweise.

An einem Sonntagabend getrauten Hannes und ich uns wieder einmal ans Meer zu fahren. Die Wellen rollten heran, und wir warfen uns ihnen entgegen. Blutrot versank die Sonne hinter dem Horizont.

Da, auf einmal zuckte ein Blitz, und der Himmel verdunkelte sich. Hannes schrie: «Prio, los, zieh dich an, in fünf Minuten ist ein Zyklon da!» – Und schon brauste ein orkanartiger Wind daher, der mich glatt umfegte. Ich wartete auf das erlösende Lachen von Hannes, doch es kam nicht. «Halte dich an mir, schnell ins Auto, sonst werden wir ins Meer hinausgeblasen!»

Der Himmel öffnete seine Schleusen. Da war gottlob unser Auto. Hannes stieß mich hinein und, o Wunder, der gute alte Ford EC 19 sprang augenblicklich an.

Ein wildes Schluchzen schüttelte mich, die Hölle war los. Nach fünf Minuten banger Fahrt waren wir im dichten Dschungel. Und nun fing es erst recht an.

Äste krachten auf das Autodach, die Palmen bogen sich, Kokosnüsse zerschmetterten auf der Straße im Scheinwerferlicht.

Hannes bremste fluchend ... er konnte nicht mehr steuern. Das Kugelgelenk der Lenkstange war auseinandergefallen. Hannes reparierte ... Eine bange lange halbe Stunde vertickte, bis er endlich wieder erschien. Und wie er aussah? Einfach unbeschreiblich! Er hatte krampfhaft im Kofferraum nach einer Schnur gesucht, aber natürlich keine gefunden. Also drehte er Putzfäden zu einem Strick und band damit das Kugelgelenk einigermaßen zusammen. Langsam fuhren wir an und – ... die Sache hielt wirklich.

Im Schneckentempo, alles im ersten Gang, krochen wir heimzu. Als zwei Triefende betraten wir den Bungalow, wo eine große Aufregung herrschte. Schon war eine Suchaktion eingeleitet worden. Unser Pensionär Peter fand das erlösende Wort: «Schön siehst du aus, Marianne. Nur schade, jetzt sind deine Dauerwellen hin! Da mußt du morgen aber schleunigst zum Coiffeur.» Diese Bemerkung löste schallendes Gelächter aus, wußte doch jedermann, daß sich in Chittagongs Mauern kein einziger Coiffeur befand.

Schleier lüften sich

Mitte Oktober herbstelte es langsam. Es tropfte von allen Bäumen, Sträuchern und Dächern; – und am Nachmittag war es fürchterlich heiß. Da begann ich im kühlen Zimmer nach einem guten Lehrbuch, eine Art «Lingua Franca» zu lernen: «ek, do, tin, char, panch, chhe, sat, ath, nau, das». Mein Mann lernte als einziger Europäer sogar das Bengali der Eingeborenen.

In Chittagong sah man kaum ein weibliches Wesen. Die Mohammedanerinnen hatten daheim zu bleiben, versteckt hinter den niedrigen Lehmmauern ihres Hauses. Gingen sie aus – immer drei Schritte hinter ihrem Herrn und Gebieter – so mußten sie den häßlichen Parda oder Burka tragen, einen weißen Überwurf, der von Kopf bis Fuß reicht. Für die Augen wird eine Art Guckfensterchen herausgeschnitten, das mit Gaze überdeckt ist.

Eines Morgens saß ich im nüchternen Wartezimmer von Father Boudreau, und mit mir noch drei solcher unförmiger Gestalten. Augen blitzten aus den Guckfenstern, Flüstertöne unterbrachen die Stille, und heimlich war ein regelrechtes lustiges Gekicher zu vernehmen. Plötzlich hob sich ein «Visier», dann ein zweites, ein drittes – ich fiel vor Erstaunen beinahe von der wackeligen Bank: drei bildhübsche Frauengesichter waren zum Vorschein gekommen, große schwarze Augen, und auch Haare schwarz wie Ebenholz, die Zähne aber schimmerten wie Elfenbein. Ich kam mir vor wie das häßliche graue Entlein.

Mit meinem beschränkten Urdu-Wortschatz, einigen Brocken Bengali, englischen Sätzen und der Zeichensprache verständigten wir uns ganz ordentlich. Ob ich verheiratet sei, wie viele Kinder ich habe, ob ich meine Haut so weiß pudere und ob ich ihnen nicht solchen Puder verschaffen könnte! Ob das meinem Mann gleich sei, wenn mich die anderen Männer so unverschleiert sähen ... all das wurde ich gefragt.

Aus dem Gespräch ergab sich, daß jede dieser jungen Frauen schon fünf bis sieben Kinder hatte. Mit fünfzehn Jahren hatten sie geheiratet, ihren Bräutigam aber vorher nie gesehen, der war ihnen schon bei der Geburt durch ihre Eltern vorbestimmt worden ...

Einmal, Hannes hätte längstens abends daheim sein sollen, kam mir der Gedanke, ihm in die Stadt entgegenzulaufen. Der Darwan, unser Wächter, war nirgends zu sehen, und so huschte ich schleunigst durch das offene Tor. Bald führte mich der Pfad auf die Hauptstraße und dort geriet ich gerade in den Strom der heimkehrenden Arbeiter. Immer mehr kamen mir entgegen. Tapfer schritt ich mitten drin in der Gegenrichtung, immer vorwärts, Hannes entgegen. Langsam wurde es mir irgendwie unangenehm. Und dann war ich plötzlich umringt, der ganze Haufen drängte immer näher, einige lachten, die meisten starrten mich einfach aus glänzenden Au-

Und kal heißt morgen

gen an. Mir wurde kalt, dabei brannte die Sonne vom Himmel.

Ohne meine Angst zu zeigen, bat ich auf Schweizerdeutsch, man sollte mir den Weg freigeben. Ein dröhnendes Gelächter antwortete mir. Immer dichter schlossen sich die Reihen, der Ring ... da hörte ich ein durch Mark und Bein dringendes Gehupe, das ich als die «Stimme» der uralten Trompete unseres braven Fords erkannte. Die Menge stob auseinander. Hannes schoß mit hochrotem Kopf aus dem Auto, packte mich am Arm. Beinahe mußte er mich tragen, die Beine wollten mir plötzlich den Dienst versagen. Die Arbeiter hoben die Hände und erwiesen meinem Mann jede nur erdenkliche Ehrenbezeugung. Doch mein gutmütiger Hannes schüttelte sie ab.

«Bist du verrückt geworden», wurde ich zum ersten Mal in unserer Ehe angeschnauzt. «Eine Frau geht doch nicht unverschleiert und noch mit bloßen Armen auf die Straße hier ...»

Ein anderes Mal wollte ich es besser machen. Hannes kam nicht nach Hause, ich mußte ihn suchen. Monju hatte gesagt, er sei wohl auf dem Hügel, bei den Bauarbeitern.

Ich nahm zu meinem Schutz einen großen Bengel und machte mich auf den Weg. Zu dumm, ausgerechnet jetzt hockte der Darwan vor dem Tor! Da entdeckte ich aber im Zaun das Loch, das einst eine Kuh geschlagen hatte, die sich des Nachts an meinen Kabisköpfen gütlich getan hatte. Und ich schlüpfte hindurch.

Ich folgte dem schmalen Pfad, der rings um unsere eingezäunte Schweizersiedlung, dem kleinen Teich entlang zum Dörfchen führte. Schon oft waren Hannes und ich ihn gegangen, es war unser Abendspaziergang. Wir standen mit den Einheimischen auf freundschaftlichem Fuß.

Ich verließ den Weg, kletterte eine steile Böschung hinauf und setzte mich auf die Wiese. Die untergehende Sonne färbte den Himmel purpurrot. Am Ufer der Teiche waren weiße dünne Kerzen eingesteckt, die jeden Abend von den Dorfkindern entzündet wurden. Ihre zuckenden Flammen spiegelten sich im ruhenden stillen Wasser.

Der Abendfrieden erfüllte mich, ich dachte an Hannes und fühlte mich ganz daheim. Da! Was war das? Eine Männergestalt kraxelte in großer Eile zu mir hinauf. Die Mahnung meines Mannes stieg mir plötzlich auf. – Und schon stand die Gestalt vor mir.

«Was wollen Sie?» schrie ich ihn auf Urdu an. «Memsab, die Frau», war die kurze Antwort. Der Kerl holte aus und wollte mich um meine Fußknöchel fassen. Ohne mich lange zu besinnen, hob ich den schweren Stock und ließ ihn mit aller Wucht auf den Mohammedaner niedersausen. Gottlob traf ich ihn nur auf der einen Schulter – ein Loch im Kopf wäre sonst das mindeste gewesen. Die Angst hatte mir Riesenkräfte verliehen ...

Der Schlag genügte, er verlor das Gleichgewicht und rollte wie ein Sack den Abhang hinunter. Das war meine Chance. Ich rannte was ich konnte, verfolgt vom rasend gewordenen Mohammedaner, der sich inzwischen wieder aufgerappelt hatte. Ich flog beinahe, verlor meine Schuhe – der Abstand zwischen meinem Verfolger und mir wurde immer kürzer. Gellend schrie ich.

Meine Hilferufe wurden von einem einheimischen Bauern gehört, der die Situation sofort erfaßte und mich aufforderte, in sein Haus zu fliehen. Seine Frau fing mich auf und setzte mich auf die einzige wackelige Stabelle. Schüchtern, doch unendlich liebevoll streichelte sie mich mit ihren rauhen, dunklen Fingern: «Memsab sollte nie ohne den guten Sahib ausgehen!» – Ich nickte schuldbewußt.

Da wurde draußen wie wild an die Türe gepoltert und am Schloß gerüttelt. Es hielt stand, gottlob. Ich beruhigte mich langsam und war so erschöpft, daß ich sitzend einschlief ...

Träumte ich? Ich meinte, Hannes' Stimme gehört zu haben. Doch, er war es wirklich, in seiner ganzen Größe stand er vor mir! Er strich mir über das gelöste offene Haar; der Samtbändel, mit dem ich es hochgebunden hatte, lag irgendwo auf der Fluchtpiste.

Im trüben Petrollaternenschein sah Hannes müde und sorgenvoll aus. Er war vom Buben des Bauern vom Bau auf dem Hügel geholt worden. Er dankte den guten Leuten, die mich aufgenommen und gerettet hatten, nahm mich am Ellenbogen und geleitete mich sorgsam heim. Die brennenden Kerzen erhellten den Weg. Ich wartete auf das Donnerwetter, doch es blieb aus. «Prio, du eigenwillige Seele! Wann begreifst du endlich ...» sagte Hannes. Und ich glaube, ich habe begriffen.

Netter Vorwand?

Zwei Abenteuer, noch glimpflich abgelaufen, waren überstanden. Noch stand mir ein drittes bevor – doch daran trug ich keine Schuld: Hannes war nach dem Mittagessen in die Fabrik gefahren. Ich saß im Sitting-room, vertieft in eine Urdu-Übersetzung. Die große Schiebetüre der Veranda stand weit offen. Draußen flimmerte die Hitze. Monju schien sich in Dunst aufgelöst zu haben, und der Darwan, anstatt das Tor zu bewachen, döste auf der Küchentreppe unter seinem schwarzen Regendach.

Da meinte ich, Schritte zu vernehmen, vorsichtiges Aufsetzen von Füßen, beschwert mit Sandalen. Ich sah auf, das Buch rutschte auf die Steinfliesen ... Vor mir stand eine seltsame Gestalt, in eine gelbe Robe gewikkelt, den Schädel kahlgeschoren, am Hinterkopf ein Zöpfchen. – War das nicht der Hindu-Priester, dessen alter verfallener Tempel ganz in unserer Nähe lag?

Er warf sich vor mir auf den Boden, küßte meine Füße. Vor Schrekken erstarrte ich beinahe. Dann erhob er sich wieder, begann die Augen zu verdrehen, seine Glieder verrenkten sich. Er deutete auf mich und sagte in perfektem Englisch: «Sie sind es wirklich, you are my mother. Die Durga, meine Göttin, ist mir heute nacht im Traum erschienen und hat mir Ihr Bild gezeigt und mir befohlen, Sie aufzusuchen.»

Und kal heißt morgen

Nun schaltete es bei mir, langsam ging ich rückwärts, der Türe zu, wo sich der Klingelknopf befand und drückte heimlich drauf. Wenn nun nur der Strom nicht ausblieb! Doch Monju erschien mit Windeseile, warf einen besorgten Blick auf mich und befahl dann mit barscher Stimme dem Durga-Anbeter, sofort zu verschwinden.

Als ich Hannes von meinem Besuch erzählte, schüttelte er nur den Kopf. «Dem fehlt es wohl irgendwo, ich lauf schnell hin und stell ihn zur Rede. Du bleibst hier. In einer Viertelstunde bin ich wieder zurück!»

Aus der Viertelstunde wurden zwei Stunden. Hannes lachte schallend, als er zurückkehrte. Der Priester hatte sich bei ihm entschuldigt, nochmals etwas von der Durga und der Memsab gebrummt, und dann sein Anliegen am richtigen Ort, nämlich bei Hannes selbst, vorgebracht: Er wollte seinen Tempel umbauen, bevor dieser zusammenkrachte und hätte gerne von meinem Mann einen ungefähren Kostenvoranschlag, natürlich gratis, gehabt. Hannes hatte seinen Meter aus der Hosentasche geholt und das «Allerheiligste», natürlich barfuß, ausgemessen. Zum Dank wurde er dann mit Blumengirlanden geschmückt!

Unruhen

In Indien, wie auch in Pakistan zirkulierten wilde Gerüchte. Die Lage wurde gespannt. In Indien ging es Mohammedanern schlecht, und in Pakistan hatten Hindus zu leiden. Zeitungen der Gegenseite berichteten spaltenlang über diese «schrecklichen» Zustände und bauschten alles stark auf. Man schoß aufeinander, und es gab viele Tote. Ganze Dörfer wurden eingeäschert.

Nehru und der pakistanische Ministerpräsident besprachen die heikle Situation und kamen überein, Ordnung im eigenen Lande zu schaffen, mit eigenem Militär.

So kamen pakistanische Soldaten nach Chittagong, die mit Jeeps, Maschinengewehren und Kanonen die Straßen unsicher machten. Angesehene Bürger beider Völker, Mohammedaner und auch vornehmere Hindus, zogen umher und redeten dem Volke zu. Es wurde ein Ausgehverbot verhängt. 100 000 Hindus zogen aus Pakistan fort und wohl ebenso viele Mohammedaner kamen aus Westbengalen und wurden in riesigen Lagern untergebracht.

Eines Abends nach Arbeitsschluss meinte Hannes: «Du Prio, ich möchte wieder einmal ans Meer. Kommst du mit?»

Gern willigte ich ein, obwohl man sich nach solch einem erfrischenden Bade nachher kübelweise Wasser über die Ohren schütten und sich tüchtig einseifen und schrubben mußte, bis man all das klebrige Meersalz wieder loskriegte.

So starteten wir denn, das heißt, Hannes mußte zuerst zehn Minuten lang unser altes Vehikel ankurbeln, weil es wieder einmal den Tropenkoller hatte.

Es war schon dunkel geworden, das Scheinwerferlicht durchdrang die Nacht. «Du Hannes . . .» Ich ergriff seine Hand: «Was ist da vorn, mitten auf der Straße?»

Dort wurde wie wild eine rote Laterne geschwenkt. Hannes hatte sie gesehen. Langsam fuhren wir weiter und entdeckten nun links und rechts der Straße getarnte Militär-Jeeps. Ein Schuß peitschte durch die Stille. Von den Fahrzeugen sprangen pakistanische Soldaten, bis zu den Zähnen bewaffnet.

Flüche, Gebrüll, Kommandorufe. Hannes stoppte. Trocken meinte er: «Keine Angst, Prio, die wissen ja kaum, wie sie ein Gewehr halten sollen!» Sogleich waren wir umringt von Soldaten, mit oder ohne Stahlhelm. Einige erklommen die Kühlerhaube und ließen sich häuslich darauf nieder.

Und dann klopften sie mit Bajonetten ans Fenster. Hannes ließ die Scheibe hinunter. Drei grimmige Gesichter forderten uns auf: «Hinaus mit euch, ihr seid Spione, ihr seid verhaftet!»

Da – ich glaubte nicht recht gehört zu haben – mein Mann lachte schallend, wirklich, er lachte! «Prio, bleib im Auto und zieh dir das Kopftuch tief ins Gesicht.»

Er stieg aus, klopfte dem ersten Soldaten, der ihn verblüfft anstarrte, auf den Rücken und sprach ihn auf Bengali an. Da kamen die furchterregenden Gestalten herbeigerannt, und bald war ein anregendes Gespräch im Gang. Der Schlußeffekt war Gelächter. Dann ratterten wir seelenruhig, die Soldaten hinter uns lassend, der nahen Küste zu. «Wie in aller Welt hast du das fertig gebracht?» – «Ja, weißt du, mein Bengali und mein unschuldiges Gesicht wirken oft Wunder. Wir dürfen eine volle Stunde in den Meereswellen schwelgen», spottete er. Und das taten wir denn auch. «Der Vollmond warf den Silberschein . . .» auf das tiefe Wasser, die Schaumkrönlein blitzten auf. – Doch die Lust zum Baden verging uns eigentlich bald: Alle drei Minuten erfaßte uns der grelle Kegel eines starken Suchscheinwerfers und beleuchtete uns. Ich schimpfte: «Ich zieh mich an, falls die pakistanische Armee gelegentlich die Ehre hat, den Scheinwerfer auszuschalten. Überhaupt habe ich genug von diesem Wunderland. Nie sind wir allein. Zuhause fliegt jetzt dann bald einmal unsere ‚Villa' vor lauter Kostgängern und Gästen auseinander und wenn man ausnahmsweise allein ist mit dir, so kann man nicht einmal friedlich schwimmen in diesem Dreckwasser. Man muß sogar noch froh sein, wenn man lebend heimkommt!»

Nochmals gab es Unruhen in Pakistan. Die Regierung im Westen erklärte über alle Köpfe hinweg, Urdu sei künftighin als Landessprache zu betrachten, obwohl beinahe das ganze Volk im Osten des Landes Bengali spricht. Darauf zog am pakistanischen Nationalfeiertag eine Menge Leute durch die Stadt. Sie schrien: «Pakistan Sindabad, es lebe Pakistan!» und schwenkten dabei wie wild ihre Chand-taras, die pakistanische Fahne mit weißem Mond und Stern auf grünem Grund.

Studenten und Schüler organisierten einen Proteststreik und achteten darauf, daß der Streikparole Folge geleistet wurde. Sie kamen in Scharen vor unsere Fabrik, wo auch wirklich gearbeitet wurde. Direktor Huber wollte keinen Arbeitstag verlieren, Urdu oder Bengali als Landessprache war ihm einerlei.

Als die Studenten das bemerkten, wurden sie wütend und erzwangen sich den Zutritt zur Fabrik. Die Wächter hatten sich schon längstens zitternd verkrochen. Immer mehr Menschen strömten in den Fabrikhof und stießen wilde Drohungen aus. Es sah aus, als wollten sie bald alles kurz und klein schlagen. Herr Huber und «unsere» Peter, Paul und Ernst, die anglo-indischen Tippfräuleins, sämtliche weißen und indischen Angestellten glaubten, jetzt habe ihr letztes Stündlein geschlagen. Sie schlossen sich in den oberen Büroräumen ein und harrten hinter den gestärkten Fenster-Vorhängen der Dinge, die da kommen sollten.

Als die Sache immer brenzliger wurde, gelang es einem Boten, unbemerkt durch eine Hintertüre zu entkommen. In keuchendem Galopp sollte er meinen Mann alarmieren. Hannes war oben auf dem Hügel, auf dem Bauplatz, und zeigte gerade den Arbeitern, wie man Beton macht.

Ich hatte den Boten gesehen und stellte mich vor das Gartentor. Mein Mann kam den Hügel heruntergerannt: «Prio, sei so lieb und geh ins Haus, es ist zu heiß draußen für dich. Ich muß nur schnell in die Fabrik. Sie singen dort scheinbar etwas hoch. Keine Angst, gell, zum Mittagessen bin ich wieder da.» Und weg war er, verschwunden in einer Auspuffgas- und Staubwolke.

Aus weiter Ferne hörte ich die Sprechchöre. Langsam kroch die Angst klebrig auf mich zu. Hannes war fort. Er schwebte in Lebensgefahr. Und ich sollte mich ins kühle Wohnzimmer zurückziehen?

Ich zog die langen Hosen an, schlüpfte in meinen Regenmantel, stülpte den Kragen auf Sturm und versteckte mit zitternden Fingern mein Haar unter einem dunklen Tuch. Peters alter Ford stand in der Garage. Ich setzte mich ans Steuer – da bemerkte ich Monju auf dem hinteren Sitz. Er war bleich bis in die blutleeren Lippen. Er hatte begriffen: keine Macht der Welt würde mich von meinem Vorhaben abbringen. Also kam er mit, für alle Fälle – er liebte seinen Sahib doch auch.

Vor der Fabrik herrschte ein unbeschreibliches Gedränge. Ich stieg aus, Monju folgte mir auf den Fersen. Er bahnte mir einen Pfad durch die Menge, die erstaunlicherweise sofort Platz machte. – Da lauschten also alle aufmerksam der Stimme von Hannes! Da stand er, mitten unter «den Wölfen».

Als er mich entdeckte, verschlug es ihm allerdings beinahe die Sprache: «Prio, warum . . . Bitte geh sofort hinauf zu Herrn Huber . . .»

Die meisten Studenten und Arbeiter kannten Hannes und waren ihm freundlich gesinnt, besonders weil er sich die Mühe genommen hatte, ihre Sprache, um die sie jetzt kämpften, zu erlernen. Er erklärte ihnen mit der größten Seelenruhe auf Bengali, sie hätten recht aufzubegehren. Schließlich könne die Regierung doch nicht einfach ihre Sprache absetzen. Eine Einheitssprache sei gar nicht nötig, in der Schweiz spreche man sogar deren vier, und jedermann sei zufrieden so. Ihre Regierung müsse das bestimmt auch einsehen. Sie sollten nur wacker rebellieren, aber bitte nicht ausgerechnet die Schweizer stören!

Alle lauschten aufmerksam, brüllten Beifall – und schließlich zogen sie mit Begeisterung von hinnen.

Die Wächter krochen schlotternd aus ihren Löchern hervor, schlossen dröhnend die eiserne Türe und schoben den schweren Balken vor.

Am Abend sangen wir beim Schein der Petrollaternen Heimatlieder. Paul begleitete uns auf seiner Handorgel, die ich ihm seinerzeit aus der Schweiz mitgeschleppt hatte. Wir waren alle fünf heilfroh, gesund beieinander zu sein.

Sonnenbrille gegen Tränen

Allen Hindernissen zum Trotz wurden die geplanten Bauten langsam doch fertig. Die verrosteten Röhren lagen zugedeckt in der Erde, die Kanalisation war erstellt und den Manager-Bungalow zierte ein buntbewimpeltes Aufrichtebäumlein.

Es wurde Zeit heimzugehen. Beruflich konnte Hannes kaum mehr Neues lernen. Vor allem aber zwang uns auch unser Gesundheitszustand, einen sofortigen Schritt zu wagen, hatten wir doch beide die leidige Amöbendysenterie erwischt!

Hannes hatte seine Bauabrechnung noch fertig zu erstellen und Paul, dem Techniker, noch die letzten Anweisungen zu erteilen. Monju und ich leerten den Bungalow und verpackten unsere Siebensachen in Kisten. Es tat mächtig weh, dieses Zusammenpakken! Erst jetzt, wo es galt Abschied zu nehmen, spürten wir, wie stark uns der Osten doch schon in seinen Bann gezogen hatte.

Von all den uns liebgewordenen Menschen hatten wir uns schon verabschiedet. Und nun saßen wir im Auto, neben Peter, Paul und Ernst; die Arbeiter standen neben dem Tor, sie schämten sich ihrer Tränen nicht, als sie ihrem Sahib einen letzten Salam nachwinkten. Die Mundwinkel von Hannes zuckten, und ich mußte meine Augen mit der dunklen Sonnenbrille gegen die gleißende Sonne schützen . . . «Ach Hannes», würgte ich hervor, «ich habe alles so lieb gewonnen.» – «Ich weiß, Prio, es geht mir genau gleich wie dir.»

Zum letzten Mal fuhren wir Slalom zwischen den Löchern zum Flugplatz, wirklich zum letzten Mal. Die kleine, zweimotorige Maschine stand schon bereit.

Eine Episode in unserem Leben war zu Ende. Ein Jahr, unauslöschlich in unsere Herzen eingegraben. Es hat tiefe Furchen hinterlassen. Eine Spur kann vom Wind verweht werden, die gegrabene Furche jedoch, sie bleibt für immer, und es ist gut so. Sie gibt dem Leben Profil und Gestalt!